

(Nachdruck verboten.)

87]

## Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

Mason legte ihm die Handeisen an und pustete Hall vor sich her nach der Tür. Ehe er ging, sah er sich in dem dämmernenden Zimmer um, ob dort auch etwas Beachtenswertes sei. Aber es war nichts Auffallendes zu sehen in den leeren, verfallenen Stuben; etwas Butterbrotpapier, das, wie er wußte, an der Erde umhergestreut gelegen hatte, war aufgesammelt und auf die Kiste gelegt, wahrscheinlich von Hall. Da stand auch eine leere Champagnerflasche.

„Seht Vorsicht mit dem Arm,“ bat Mason eindringlich. „Wir wollen zu einem Arzt schicken und ihn einschienen lassen, sobald wir nach Hause kommen.“

Er nahm Halls rechten Arm und führte ihn zum Hause hinaus, ging mit ihm an die Straßenbahnlinie.

„Sie sind tüchtig angegriffen, wie ich merken kann,“ sagte er liebenswürdig. „Ja, nun wollen wir fahren.“

Die Straßenbahn, die in der Dämmerung daherkam, war erleuchtet. Sie setzten sich auf den vordersten Sitz, und Mason legte schnell seinen Staubmantel über Halls Arme, damit er kein Aufsehen erregen sollte. Hall sah sich in dem elektrisch erleuchteten Wagen um.

„Haben Sie etwas dagegen, wenn ich ein wenig schlafe?“ fragte er und wandte den Blick geistesabwesend Mason zu.

„Wenn Sie schlafen können, so genießen Sie sich ja nicht!“

Hall lehnte sich in die Ecke und fiel stöhnend zurück. Nach einer Weile sank er ein wenig vornüber. Mason lauschte besorgt seinen Atemzügen, aber er schlief natürlich und fest. In Brooklyn mußte Mason ihn wecken und ihn in einen anderen Wagen hinüberbringen, er schlief gleich wieder ein und schlief fest, bis sie in New York waren. Als sie die Treppe von der Brücke hinabstiegen, war Halls Gang einigermaßen fest, und er war ganz klar. Und nun empfand er seine körperlichen Schmerzen.

Sobald sie in das Laboratorium kamen — Mason hatte einen Schlüssel zu dem Portal und zu Halls Entree — drehte Mason das elektrische Licht an und trat an das Telephon, um einen Arzt herbeizuschaffen. Hall setzte sich auf einen Stuhl, seine gefesselten Arme vor sich haltend. Das Laboratorium glich einem Auktionslokal, alles war bunt durcheinander geworfen; Apparate, Bücher und Papiere lagen niedergetreten auf dem Fußboden zwischen Straßenschmutz und Staub. Als Hall sah, daß Mason beschäftigt war, ließ er seine Augen zufallen; er saß aufrecht auf dem Stuhl und schlief, als Mason ihn wieder anredete.

„Na, Hall, — Sie sind aber eine Schlafmütze — jetzt wollen wir einmal anfangen, die Sache zu bereden. Der Arzt muß gleich hier sein. Sehen Sie, hier habe ich ja die Tasche! Ich kann Ihnen sagen, es war eine Wonne für mich, sie in der Hand zu halten, das war einer der glücklichsten Momente, wie wir Detektive sie haben. Wissen Sie, welche Gefühle ein Ingenieur empfinden muß, wenn er einen Tunnel von zwei Seiten durch einen Berg bohrt, und die beiden Kanäle sich dann in der Mitte ohne auch nur einen Zoll Abweichung begegnen? Das empfand ich, als ich die Tasche hier öffnete. Sie hatten ja ihren diebsicheren Schrank sperrangelweit offen stehen lassen, mein lieber Herr Professor! Beachten Sie wohl, daß ich vier Zeugen herbeirief, um zu konstatieren, daß die Tasche von mir unberührt und ungeöffnet war, als ich sie herausnahm...“

Mason stellte die Tasche auf einen Stuhl und öffnete sie. Er war in rosigster Laune.

„Sehen Sie, da haben wir ja die Hand!“ sang er beinahe. Und aus der Tasche hervor zog er etwas, das der Mumie irgend eines kleineren Säugetieres glich. Er hielt den Gegenstand mit einer Vorsicht in die Höhe, als sei er eine kostbare Reliquie. Es war eine eingeschrumpfte Menschenhand, umwunden mit langem, braunem Frauenhaar. Mason wickelte ein wenig von dem Haar ab.

„Der Ring ist allright,“ sagte er. Und erfog die Luft voller Zufriedenheit durch die Zähne.

„Und hier ist das Sparfassenbuch.“

Er öffnete das kleine Pappbändchen und las auf der ersten Seite! Fräulein Elly Johnston, Stamfordstreet. Er betrachtete Hall mit dem lebhaftesten Ausdruck von Forscherfreude.

„Und Sie haben sie gemordet!“

„Nein, das habe ich nicht getan,“ sagte Hall und schüttelte den Kopf.

„Wie beliebt?“ fragte Mason aufsehend. „Hören Sie einmal... wir wollen doch nicht wieder ganz von vorne anfangen? Ich glaubte, Sie wären ein gebildeter Mann. Ich habe nicht erwartet, daß Sie ein gewöhnlicher Buchhändler sind, aus dem man das Geständnis herauszwingen muß. Wenn das der Fall ist, so merken Sie sich, was ich sage. — Sie sind reif! Sie sind schon längst auf Indizien hin verurteilt... Sagten Sie etwas?“

Hall schwieg.

„Nun, ich brauche ja kein Geständnis von Ihnen,“ fuhr Mason in milderem Ton fort. „Das bleibt eine Sache zwischen Ihnen und dem Untersuchungsrichter, wenn wir nach Hause kommen. Ich habe Sie verhaftet auf Grund definitiv belastenden Beweismaterials, das ich in Ihrem Besitz vorgefunden habe. Das habe ich getan. Sehen Sie dies? Dies ist die richtende Hand!“

Er hielt die Reliquie in die Höhe und nickte mit Nachdruck. Hall starrete die Mumienhand an.

„Ja, Sie begucken sie,“ sagte Mason. „Es ist auch ärgerlich für Sie. In Ihrer Stelle hätte ich meine ganze Energie daran gesetzt, so ein Corpus delicti loszuwerden. Sie hätten sich an das Sparfassenbuch halten sollen, statt mit perversem Geschmack übelriechende Kirchhofsfachen zu sammeln. Weshalb Sie sich übrigens mit dem alten Sparfassenbuch herumgeschleppt haben, nachdem Sie das Geld erhoben hatten, ist mir nicht ganz klar... obwohl es keineswegs das erste Mal in meiner Praxis ist, daß ein Verbrecher sich unwiderstehlich versucht fühlt, doch eine Spur zu hinterlassen — uns sozusagen damit in der Hand zu fabeln. Nun, Ihre Privatmotive gehen mich ja nichts an... diese Seite des Verbrechens gehört wohl eigentlich in das Ressort eines Irrenarztes. Stecken wir die Sachen wieder ein.“

Hall seufzte tief auf.

„Wir einigen uns schon,“ sagte Mason und sah ihn mit Sympathie an, während er die Tasche schloß und sie an einen Ort stellte, wo er sie fortwährend sehen konnte. „Und nun müssen wir ja über Ihre Angelegenheiten reden. Der Betrieb hier scheint mir ziemlich weitaufsig zu sein, der muß ja realisiert werden. Ich weiß nicht, wie Sie über Ihr Eigentum zu verfügen gedenken. Es wird wohl das beste sein, wenn alles zu Geld gemacht wird... Ich will Ihnen gern dabei behilflich sein... Verzeihen Sie.“

Es schellte, und Mason ging hin, um zu öffnen. Es war der Arzt. Mason nahm Hall die Handeisen ab, und der Arzt begann schweigend, den Arm zu untersuchen. Es war ein Bruch des Oberarmes ohne weitere schwierige Umstände. In einer Viertelstunde hatte der Arzt den Arm in Gips eingeschient. Es wurde kein Wort geredet.

„Wieviel beträgt Ihre Rechnung?“ fragte Mason, als der Arzt fertig war.

„Hundert Mark.“

„Wollen Sie gütigst quittieren?“

Mason führte den Arzt hinaus.

„Sie werden uns ein teurer Delinquent, Hall,“ meinte er, als er zurückkam. „Nach einem ungefähren Ueberschlag kosten Sie dem englischen Staat bereits an die tausend Mark. Ich habe persönlich gut eintausend Mark auf Ihren Fall verwendet, — wovon ich natürlich den größten Teil ersetzt bekomme. Dafür ist es aber auch das hübscheste Stück Arbeit gewesen, das ich jemals ausgeführt habe. Finden Sie nicht auch, wenn Sie von Ihrem eigenen ziemlich verdrießlichen Anteil an der Sache absehen, daß ich groß dastehe? Wie? Für einen Mann, der elternlos in Whitechapel angefangen hat? Als Junge sammelte ich Pferdeäpfel, Hall. Sie können sagen, ich habe Glück gehabt... Was aber ist Glück? Zeugnien Sie, daß ich groß dastehe? Ich finde, hol mich der Teufel, Sie könnten sich vor einer Tatfache beugen!“

Gall sah Mason freundlich an, er wollte ihn so gern anerkennen.

„Jetzt können Sie vorläufig ohne Eisen sitzen bleiben,“ sagte Mason. „Sie müssen wohl auch darauf bedacht sein, Ihre Angelegenheiten zu ordnen. Apropos, — ich fand einige Papiere im unteren Stockwerk, die wohl Ihnen gehören. — Sagen Sie einmal, sind Sie aber Gegenstand einer groben Mystifikation gewesen, Professor! Dieser Evanston hat Sie bis hart an den Wind herangefegelt. Sein letzter Scherz war aber doch wirklich zu arg! Tod und Teufel! Daß er verleidete Leute durch das Loch hinaussandte, daß er uns mit einem Kinematographen unterhielt, das ist ja alles ganz schlau erfunden. . . ich hielt selber eine ganze Zeitlang die Komödie für echt! — aber daß er selbst auftritt und den wilden Mann, den Zingo spielt, das, finde ich, ist ein ganz neuer, unzahlbarer Spaß. . . Jesus Christus! Da melde ich mich als Abonnent! Haben Sie den Kinematographen nicht übrigens selbst erfunden, Professor? Oder doch wenigstens zu seiner Erfindung mit beigetragen?“

Gall nickte mit erschauenen Augen.

Mason brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Das verringert den Scherz wirklich nicht! Hallo!“

Er sandte ein Indianergeheul zu der Decke empor, Matschte sich auf den Schenkel, wälzte sich vor Lachen. . .

(Fortsetzung folgt.)

## Giosue Carducci.

Von D. Verda-Di Berg.

Fremdartig, wie nicht in unsere Zeit gehörig, mutet einen die Gestalt Carduccis an. Wie kam der Riese unter dies kleine Geschlecht, wie paßt sein dröhnendes ehernes Wort in das nervöse Gewimmer der heutigen Poeten? Gehört er dieser Zeit nur insofern zu, als sie ihn so nötig brauchte, den Mahner und Weger oder brauchte ihn nicht vielmehr diese Zeit so nötig, weil er gerade das verkörperte, was an Tüchtigkeit, Gesundheit und Fruchtbarkeit in ihr fehlt, dem Zeitbewußtsein noch halb verborgen? Carducci war vor allem ein Erzieher und Meister; und das konnte er nur sein, weil er den beiden Generationen, die unter ihm heranwuchsen, näher stand, als es auf den ersten Blick scheinen konnte. Wenn heute das italienische Volk an seiner Waise trauert, so ist es das, weil das nationale Empfinden etwas, wie sein besseres Selbst in dem Toten sah, etwas, das man lieb hat, auch wenn es einen beschämt.

Der Jugend zweier Generationen hat Carducci die Kampflieder gesungen. Er war ein revolutionärer Dichter im weitesten und tiefsten Sinne des Wortes. Sein „Hymnus an Satanas“, der seinen Namen zuerst durch ganz Italien trug, war mehr als ein Fehdehandschuh, den er dem Kirchenglauben hinwarf. Er war und ist das Festlied des revolutionären Strebens, durch das die Menschheit fortgeschritten über Dogmen und Ketten, über Fleischverachtung und Weltflucht, zur Vernunft, zur Klarheit, zur Lebenslust. „Heil Dir, o Satanas, o Rebellion, du rühende Kraft der Vernunft“, ruft der Dichter; o Gedanken, der zum Licht will und zur Wahrheit, gilt sein Preis: „Wie Martin Luther die Kette wegwarf, wirf deine Fesseln ab, menschlicher Gedanke, und glänze und leuchte, flammenumgürtet. Materie, erhebe dich: Satanas steigt.“ Carducci ist ein Dichter des Heidentums, wie es die lateinische Kultur empfindet: ohne mythische Würdigkeit, Schönheitsstrahlen, lebensfreudig. „Fahr hin, semitischer Gott“, ruft er in einer der Odi barbare, „in deinen Mysterien herrscht der Tod; unsagbarer König der Geister, deine Tempel schließen die Sonne aus. Getreuzigter Märtyrer, du kreuzigst die Menschheit, du beidest die Lust mit Verderbnis: aber der Himmel leuchtet und die Felder lachen und Liebe glänzt in den Augen Lydias.“ Der italienische Geist, der die Renaissance gebar, liegt in diesem heidnischen Lebens- und Lichtkultus. Wie fern ist er der unfruchtbaren Gemütsucht, die in der dekadenten Lyrik der Jetztzeit lechzt und röchelt; sein Märzlied gilt der Fruchtbarkeit der Erde und der Arbeit, der Liebe und des Kampfes. Er singt der ewigen Erneuerung und Wiederkehr: „was war, kehrt wieder in alle Ewigkeit“.

Nicht salomnäßig und artig bewegt sich die Muse Carduccis; das sentimentale Gewimmer ist ihm ein Greuel. Edmondo de Amicis Süßlichkeit macht ihn flau. Nur den heineischen Zeitgedichten lassen sich seine Verse vergleichen, wenn er, wie in „A certi censori“, den Idealismus des vollen Wagens verhöhnt „Zum Abendbrot Ueberflüssiges und Trüffel, und nach dem Braten tut etwas Himmelblau so gut: erschließ den Himmel, Dichter.“ In seinem Canto dell'Italia oho va in Campidoglio erbittet er von den Gänzen des Kapitols Muse für den bescheidenen Einzug „des großen, einigen Italiens“, für den die vorsichtige Politik ein sehr gestittetes Benehmen fordert, keine Herrschermanieren im päpstlichen Rom, nur eine fromme Seiltänzerattak, bis eines Tages am Monatsabluß der Finanzminister den „hehren Rababer (Italiens) an einen reichen englischen Uttertumsjanulier verschachtet“.

Auch in den geschichtlichen Gedichten, so besonders in dem „Biegenlied für Karl V.“ finden sich Anklänge an Heine, den er wie andere deutsche Dichter meisterhaft übersehte, und mehr noch in der Liebeslyrik. Viel Bitternis klingt aus der „Anacreontica Romantica“ der „Neuen Reime“. Der Dichter hat den Liebesgott begraben, aber der grausame Kleine lehrt vampyrartig in der Nacht zurück, um ihm Blut aus Herz und Hirn zu saugen. Ein Priester muß die kleine Gruft weihen, um die Wiederkehr zu hindern. Und er senkt Amor noch einmal ein in das Herz der einst geliebten Frau und „Verachtung ist der Priester, als Weihwasser dient der Wein.“

Aus tiefer innerer Zerrissenheit kommen die Verse auf den Tod seines dreijährigen Kindes, des einzigen Sohnes. Nichts Weichliches ist in dem Dichter, kein selbstgefälliges Scheinwählen in den Schmerz, kein Ueberschwang der Worte, zu dem doch die italienische Muse neigt. Leise und keusch ist die Klage, schlicht und ergreifend wie die stumme Geberde der Seelenqual, der das verhaltene Weinen die Worte ersticht. —

An dem Politiker Carducci hat die Kritik der Zeitgenossen genagt und gezerrt, weil er dem republikanischen Glauben seiner Jugend in der Reife nicht die Treue hielt. Gewiß, Carducci hat in der Politik der Parteien nicht die Grenzlinien respektiert, die der Tageskampf bildet und fordert, aber er hat in der Geschichte seiner Zeit des Amtes als Führer und Anführer Mannhaft und treu gewaltet. Die Jugend, die Studentenchaft hat ihn nicht immer verstanden, hat ihn gar Ueberläufer genannt, als er die Grenzen des republikanischen Kredos überschritt, die Form des Staates gering achtend und nach dem Menschenmaterial ausspähend, mit dem sich eine Gesellschaft freier und Gleicher bauen ließe. Man hat den schon alternden Mann im Jahre 1891 zum Gegenstand einer feindseligen Demonstration gemacht und ihn in seinem Hörsaal mit Pfeifen und Abhasso (Niederrufen) empfangen. Carducci bestieg den Lehrstuhl und kreuzte die Arme über der mächtigen Brust: als das Gebrüll lauter wurde, sagte er: es ist unnötig, daß ihr „nieder mit ihm“ schreit. Die Natur hat mich hochgestellt.“ Und in der Tat stand sein Charakter so hoch, daß der Sitz im Senat, den der Dichter annahm, ihm nichts anhaben konnte, so wenig, wie sein Gedicht an die Königin Margherita, das der Frau galt, nicht der Königin. Er verstand die Revolution nicht als den Protest gegen Staatsform und Regierung, sondern als ein sich Herausreden der Masse über Staatsform und Regierung. Als Dichter durfte er so denken.

In dem Gedicht „an die Freiheit“ in den *Juvenilia* (1850—60) schließt Carducci mit dem Rufe: „Rehr wieder und in Deinen Händen glänze der furchtbare Stahl, — wie zwischen Wollen das glühende Sternbild Orions — O, lehre wieder, Göttin, mit dem weißen Fuße zertritt — Wirtin und Kronen.“ Wenige Jahre später erschien das Gedicht an Vittoria Emanuele, in dem er den König auffordert, sich an die Spitze des Befreiungsheeres zu stellen: wuchtige gewaltige Verse, wie sie der Kampf gegen fremde Herrschaft eingibt. Der Aufruf durchzuckte ganz Italien und gewann die partikulärkritische Toskana der Einheitsbewegung. Als die erste Etappe der Einheit erreicht ist, begrüßte er „den Herrn der Freien, den König des bewaffneten Italiens“. Aspromonte, der Kampf um Rom, klingen dann in seinen Versen wieder, kitzelnd und dröhnend wie Volksstimme durch die Gottesstimme der Kunst.

Und als vollbracht ist, was so viel Blut und Tränen gekostet hat und ein kleines Geschlecht sich breit macht in dem hohen Bau der nationalen Einheit, da geißelt er die satte bürgerliche Mittelmäßigkeit und stößt mit seinem Oa ira die hochwohlblöbliche Kritik vor den Kopf. Man wirft ihm das Ritornello „fanailenhaften Andenkens“ vor. „Kanailenhaft — sei es immerhin“, antwortet Carducci in einer kurzen Streitschrift (1889), „aber wüßte mir mein Herr Kritiker, der so gut die Geschichte kennt, zu berichten, welche und wie viele soziale Umwälzungen ohne das Wort der Kanaille die Geschichte uns meldet? Und welche und wie, viele politische Umwälzungen, denen die Kanaille nicht die Muskeln ihrer Arme und ihre hungrige But gab, sind von Erfolg gekrönt worden? „Los aristocrates on les pondra“ („die Aristokraten wird man hängen“), das ist schlimm, schlimm ohne Zweifel. Aber mein Herr Kritiker wolle einmal die sozialen, politischen und religiösen Revolutionen zählen, die ohne Opfer verlaufen sind. Ach, die ganze menschliche Geschichte ist ein furchtbares Meer von Blut und die Strömung, die es in der Mitte durchzieht, schneller, tiefer und dunkler, ist das Blut, das Könige, Adlige und Priester vergossen haben, auch außer den Zeiten regelrechten Krieges.“ Dann zollt er dem Einfluß französischen Geistes seinen Tribut der Dankbarkeit. „Sie haben uns, und wenn's auch mit dem Besen war, den Staub der antichambres abgebläut, und die Flecken aus dem Gestank der Satiristen.“ Aber er wünscht Italien keine Republik wie die französische, wegen ihres Uebermaßes an Begehrlichkeit und Betrügerei, wegen ihres Mangels an Ideen und an Kraft.

Dann klagt er, daß diese Nation, gestern geboren und 30 Jahrhunderte alt keine Idealität mehr habe und verlaßt das Herrbild des Idealismus und Patriotismus, das sich in den ewigen Festen und Gedankfeiern, den geschwollenen Worten und der allseitigen Lobhudelei zeigt, in jener wohlfeilen Exaltation, die Carducci „Trunkenheit von Wasser“ nennt. „Die Idealität einer Nation, das heißt, der religiöse Kultus des Vaterlandes schon, hat als Grundlage, als nährendes Feuer, eine oder mehrere Realitäten, nämlich“

eine allmähliche Umgestaltung und Hebung der unteren Volksklassen, eine geordnete und gesunde Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte der Mittelklassen, eine Aristokratie der Gedanken, der Wissenschaft, der Kunst in einer im höchsten Sinne nationalen Pflege des Genius."

Gegrollt hat er bis zuletzt, verhöhnt hat er sich nicht, weder mit der Pfaffenwirtschaft, noch mit der herrschenden Horde der Affaristen (politischen Streber). Alle, die für eine Erneuerung der Gesellschaft auf der Grundlage volkstümlicher Kultur und Freiheit und Wohlstand arbeiten, dürfen an Carducci's Wahre das stolze Wort sagen: „Denn er war unser.“

Auch dem Blute nach gehörte er der revolutionären Bewegung: sein Vater war Carbonaro, als solcher verfolgt und gehaßt und starb als armer Landarzt, Carducci die Sorge für seine Familie hinterlassend. Raum 24 Jahre alt, heiratete der damalige Gymnasiallehrer seine Cousine, die mit drei Töchtern den Großen überlebte. Im September 1860 erfolgte der Ruf an den Lehrstuhl für italienische Literatur an der Universität Bologna, wo er arbeitete und lehrte, bis ihn 1904 die zerrüttete Gesundheit zur Ruhe zwang. Schon 1885 war er durch Ueberanstrengung erkrankt, 1900 lähmte ein Schlaganfall des Dichters linke Seite. Seitdem begann die Auflösung langsam und unauffällig, bis eine kurze akute Krankheit das Licht für immer auslöschte, auf das so viele junge Augen bewundernd und strebend geblickt haben.

Keine Clique von Verehrern, keine lobhübelnde Schmarotzerbande umsteht die Wahre. Carducci hat sich diese Leute fernzuhalten gewünscht, mit einem sich oft brutal äußernden Bedürfnis nach Reinlichkeit und Charakter. Er hatte ein gerades Rückgrat und konnte die geblickten Leisetreter in den Tod nicht leiden. Um Carducci klagt ganz Italien, als um seinen vornehmsten Sohn. Vergangene Größe des Altertums verkörpert sich in ihm, und die kommende Größe des vierten Italiens wird in seinem Lebenswert wurzeln. Er hat an dieses Kommende geglaubt und an die „heilige Kanaanle“, die mit ihrem Blute die Felder der Menschheitserneuerung düngt.

## Kleines feuilleton.

**Die Wiege des Menschengeschlechts.** Zu einem eigenartigen Beweismittel dafür, daß die Wiege des Menschengeschlechts in einem warmen Lande innerhalb der Wendekreise gestanden haben muß, eine Annahme, die durch mancherlei Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung gestützt wird, gelangt Dr. Ludwig Reihardt in einem Artikel über „Die Bedeutung der Milch als Nahrungsmittel“ im „Kosmos“. Dieses Beweismittel liefert ihm die Zusammensetzung der Menschenmilch, die relativ fettarm, dafür aber zuckerreich ist. Nach den Milchanalysen, die im physiologischen Laboratorium von Prof. v. Bunge in Basel ausgeführt wurden, ließ sich eine strenge Gesetzmäßigkeit im Unterschied von Fett- und Zuckergehalt bei den verschiedenen Säugetieren festlegen.

Wie der Mensch, je nachdem er in einem kalten oder warmen Lande wohnt, seine Kost modifiziert, indem er in einem kalten Lande instinktiv eine fettreiche, dafür aber eine zuckerarme Nahrung genießt und umgekehrt in einem warmen Landstrich eine zucker-, beziehungsweise stärkerreiche, aber fettarme Kost bevorzugt, so ist dementsprechend auch die Milch der Tiere, die in einem warmen Klima leben, oder in einem solchen ursprünglich zu Hause sind, reich an Zucker und arm an Fett, wie beispielweise bei Kamel, Lama, Pferd, Esel, während die Milch der Bewohner des Nordens, zum Beispiel des Renttiers, reich an Fett und dafür arm an Zucker ist. Der überaus hohe Fettgehalt der Milch des Schwarzwals, eines Bewohners des nördlichen Eismerees, dessen Fettgehalt dreimal so hoch ist als selbst beim Renttier, erklärt sich aus einem doppelten Grund, indem dieses Tier nicht bloß ein Bewohner des kalten Nordens, sondern dazu noch ein Wasserbewohner ist, d. h. es ist umgeben von einem besseren Wärmeleiter als die Luftbewohner, bedarf also zur Behauptung seiner konstanten Körpertemperatur, die es im Gegensatz zu den wechselwarmen Fischen aufweist, der intensivsten Wärmequelle, nämlich des Fettes, in höherem Maße als die von dem schlechteren Wärmeleiter Luft umgebenen Landtiere selbst des hohen Nordens. Die diesbezügliche festgelegte Gesetzmäßigkeit in der Zusammensetzung der Milch bei den Tieren übertragen auf den Menschen, ergibt die schon genannte Annahme, daß das Menschengeschlecht aus einem warmen Landstrich hervorgegangen sein muß. —

### Naturwissenschaftliches.

mb. Aus der Kampfzeit der modernen Naturwissenschaft. Zu den berühmtesten wissenschaftlichen Gesellschaften der Welt gehört die englische „Royal Society“ (Königliche Gesellschaft), die im Jahre 1661 in London gegründet wurde. Sie hatte zwei Vorläufer: zwei wissenschaftliche Vereine, die seit 1649 in London und in Oxford existierten. Der Oxforder Verein versammelte sich in der Wohnung Dr. Petty's, der später als Sir William Petty bekannt wurde und als politischer Ökonom hervorragendes geleistet hat. Der Zweck der Gesellschaft war: „einen Mittelpunkt zu bilden für würdige Personen, die in der Naturphilosophie (Naturwissenschaft) und in anderen Gebieten menschlichen Wissens forschen wollen, besonders aber in dem Gebiete, das man Neue Philosophie oder Experimentale Philosophie genannt und die seit Galilei

in Florenz und Baco in England mannigfache Anhänger in Italien, Frankreich, Deutschland und England gefunden hat.“ Die Gesellschaft hat sich seitdem einen Weltruhm erworben; zu ihren Mitgliedern gehörten die bahnbrechenden Geister Englands, wie Newton, Dany und Darwin; ihre Medaillen, die sie von Zeit zu Zeit an verdienstvolle Gelehrte der Welt verleiht, werden hoch geschätzt. Aber im ersten Jahrhundert ihres Bestehens hatte sie viele Verfolgungen zu bestehen. Schöngelister, Geistliche und Politiker wurden gar nicht müde, sie durch bitteren Spott, fanatische Beschuldigungen und „überlegene“ Beweisführungen zu widerlegen und zu töten. Die Ursachen der Angriffe waren folgende:

Erstens: Der Zweifel der Gesellschaft an der Wahrheit des damaligen Wissens, sowie die Aufstellung des Grundsatzes der freien Forschung.

Zweitens: Die Anerkennung der Vernunft als höchster Autorität; die Auffindung der ursächlichen Zusammenhänge der natürlichen Erscheinungen.

Drittens: Die Untersuchung der Natur der Tiere, Pflanzen und Mineralien; die Anwendung von physikalischen Instrumenten.

Diese Ziele und Methoden, die uns heute als etwas Selbstverständliches erscheinen, verletzten damals den größten Teil der englischen Nation in Aufregung und Schrecken. Es wurden zahlreiche Pamphlete gegen und für die königliche Gesellschaft geschrieben. Ein Wikar in Sommersetshire versuchte die Gesellschaft als eine Verschwörung der Jesuiten gegen das englische Volk und seine Religion, etwa wie Eugen Richter den Lassalle'sche Arbeiterverein als eine Verschwörung Bismarck's und seiner Leute gegen den Liberalismus brandmarkte. Der Wikar erklärte, die optischen Gläser der Naturforscher seien unmoralisch, da sie die Dinge in einem unnatürlichen, falschen Lichte erscheinen lassen. Es sei ungemein leicht, das Verderbliche der optischen Gläser zu beweisen; man nehme zwei Brillen und gebrauche sie gleichzeitig und man werde nicht so gut sehen, wie durch eine Brille. Da aber Mikroskope und Teleskope aus mehreren Gläsern bestehen, so seien diese Instrumente nur zum Zwecke des Betruges eingeführt worden. Der berühmte Prediger Dr. South aus Oxford, dessen Predigten wahre Muster der Kraft und Schönheit der englischen Sprache sind, erklärte, die Mitglieder der königlichen Gesellschaft bewunderten nichts so sehr als Flöhe, Läuse und sich selber. Und Jonathan Swift, der größte Satiriker Englands, beschrieb in seinem weltbekanntem Buche: „Gulliver's Reise“ die gelehrte Akademie von Lagado, unter der die Londoner königliche Gesellschaft zu verstehen ist, folgendermaßen: In der Akademie seien die Naturphilosophen damit beschäftigt, Sonnenstrahlen aus Gurken herauszuziehen, sie in luftdichte Flaschen einzusperrern, und sie bei kaltem Wetter herauszulassen um die Menschheit zu erwärmen. Andere Projekte dieser Gelehrten gingen darauf aus, verflattetes Eis in Schießpulver zu verwandeln, Marmorblöcke in weiche Polster, und beim Bau von Häusern mit dem Dach anzufangen und nach unten zu bauen bis zu den Fundamenten.

Eine der besten Antworten auf diese Satire schrieb Joseph Glanville, ein Mitglied der königlichen Gesellschaft, im Jahre 1665. Sein Buch heißt: „Plus Ultra“, oder der Fortschritt und die Förderung der Wissenschaft seit den Zeiten von Aristoteles. Er bringt den Beweis, daß Zeitgenossen selten instand sind, neue Gedanken und Methoden zu würdigen und daß „spätere Geschlechter die Nut- und Forschungen, die anfangs für lächerlich und fremd-artig gehalten wurden, als greifbare Realitäten verwirklicht sahen.“ Glanville prophezeite, es werde eine Zeit kommen, wo Menschen, die räumlich von einander so weit entfernt sind, wie England von Indien, mit einander werden sprechen können.“ Selbstredend lachten die Gegner der Naturwissenschaften darüber noch mehr, aber die königliche Gesellschaft betrachtete Glanville's Buch als die wirkungsvollste Verteidigung, so daß eines ihrer leitenden Mitglieder ausrief: „Am mögen die Hunde den Mond anbellern, bis ihre Häler trocken sind.“

Außer Swift sind die Satiriker und Verfolger der königlichen Gesellschaft vergessen. Und die Naturwissenschaften blühten auf und revolutionierten die Welt mit Hilfe jener Methoden und Instrumente, die als Träume und Betrügereien von so vielen praktischen, klugen und frommen Leuten gebrandmarkt wurden. —

### Medizinisches.

**Hornhautpflanzung.** In der „Umschau“ berichtet Dr. Wehler über einen gelungenen Versuch, Hornhautstücke von einem Menschen auf einen anderen zu übertragen. Hornhautpflanzung ist der Ersatz undurchsichtigen Hornhautgewebes im Auge durch ein anderes durchsichtiges Gewebe, um das Sehen zu erleichtern oder zu ermöglichen. Der Gedanke dieser Operation stammt von Reisinger (1824). Er wollte die getriebene Hornhaut des Menschen durch die eines Tieres ersetzen, ein Verfahren, dem er den Namen Keratoplastik gab. Die bedeutendsten Chirurgen griffen seine Idee auf und versuchten durch neue Instrumente, besondere Operationsmethoden usw. die bis dahin schlechten Resultate zu verbessern. Alle diese Bemühungen führten zu keinem Erfolg, so daß fast 30 Jahre diese Operation nicht mehr ausgeführt wurde. Erst in den 70er Jahren durch Power und von Hippel wurden die Versuche wieder aufgenommen. 1878 verpflanzte Selterbed auf das durch Hornhauttrübung völlig erblindete Auge eines Mannes die Hornhaut eines 2½-jährigen Mädchens. Am 14. Tage konnte der Patient lesen, allein schon nach kurzer Zeit trübte sich auch der überpflanzte Hornhautlappen und das

Schermögen schwand wieder. — Einen bleibenden Erfolg konnte Dr. C. Firm (Olmütz) kürzlich in Wien vorstellen. Der Patient war ein folge Kalfberührung auf beiden Augen völlig erblindet, beide Hornhäute weiß, völlig undurchsichtig. Das Pflanzmaterial wurde dem Auge eines 11jährigen Knaben entnommen, das nach einer Eisenpflanzverletzung entfernt werden mußte. Acht Tage nach der Operation waren die überpflanzten Teile auf beiden Augen klar, im rechten Auge jedoch traten bald Schmerzen auf, die die Abtragung des überpflanzten Pflanzmaterials notwendig machten. Auf dem linken Auge jedoch blieb die neue Hornhaut klar und durchsichtig! Das Schermögen hob sich allmählich und der Mann geht jetzt wieder seiner früheren Beschäftigung nach (schneidet Gras, versorgt sein Vieh, geht und reist allein usw.). Verfasser glaubt, daß ein günstiger Erfolg nur dann zu erzielen sei, wenn das übertragene Hornhautstück vom Menschen stammt, und zwar wenn möglich, von einem jungen Individuum. Ferner muß die Uebertragung ohne Desinfektionsmittel (natürlich streng aseptisch) derart erfolgen, daß ein späteres Verschieben unmöglich ist. Natürlich wird das zu überpflanzende Hornhautmaterial nur selten zu erhalten sein; immerhin dürften große Kliniken mit reichem Verlegungsmaterial bei richtiger Auswahl der Fälle diese Schwierigkeit überwinden können. —

**Technisches.**

Die Erfinder der Nähmaschine. In Amplepuis (Frankreich) soll dem Erfinder der ersten brauchbaren Nähmaschine Barthélemy Thimonnier ein bescheidenes Denkmal errichtet werden. Der Dyoneser Färberjohn hat die Frucht seiner Arbeit nie genießen können; nur spärlich flossen dem Alternden die Einnahmen zu, indes seine Nähmaschine in stetem Fortschritt sich die Welt eroberte. Thimonnier war ja nicht der erste, der auf den Gedanken kam, das Nähen durch mechanische Vorrichtungen zu erleichtern und zu beschleunigen. Bereits im Jahre 1790 wurde einem Engländer Thomas Saint auf eine freilich noch höchst unvollkommene Nähmaschine ein Patent erteilt; 1804 konstruierten Thomas Stone und James Henderson, wiederum zwei Engländer, eine Nähmaschine, mit der man eine überwindliche Naht herstellen konnte, und 1814 erdachte Joseph Madersperger in Wien seine Nähmaschine, die aber alle wegen zahlreicher ihnen anhaftenden Mängel keine Verbreitung fanden, bis 1829 Thimonnier mit seiner Erfindung der einfachen Kettenstichmaschine ein Instrument konstruierte, indem das technische Prinzip unserer modernen Nähmaschine, der von Walter Dunt erfundenen Doppelkettenstichmaschine, enthalten war. Thimonnier mußte mit seiner Erfindung bittere Enttäuschungen erleben. Ohne über methodisch geordnete technische Kenntnisse zu verfügen, war er, nur der Eingebung eines Augenblicks folgend, an die Arbeit gegangen. Allein und ohne Beistand ging er daran, seine Ideen zu verwirklichen. Bald aber begriff ein Ingenieur, Beauquier, die Tragweite des Gedankens und mit dessen Hilfe wurden achtzig Maschinen fertiggestellt. Die Maschinen funktionierten ausgezeichnet. Aber es ging hier wie bei so manchen anderen Erfindungen, die die Grundlagen eines Berufes zu revolutionisieren schienen; die Arbeiter, die den unheilvollen Einfluß dieser Maschine auf ihre Stellung fürchteten, schlugen die Apparate in Trümmer. Verschlagen und verhöhnt mußte Thimonnier in sein Heimatland zurückkehren und sich mit dem Gedanken trösten, daß auch Jacquard für seine Erfindung Schimpf und Mißhandlung erfahren mußte, ehe seine Webstühle die Welt eroberten. Fortan blieb Thimonnier allein, rastlos an der Verbesserung seiner Erfindung arbeitend. Mit seiner Maschine auf dem Rücken zog er von Stadt zu Stadt, und überall trat man ihm mit Mißtrauen und Spott entgegen. Schließlich, da man in seinem Heimatland Frankreich kein Verständnis für sein Werk aufzubringen vermochte, gab er endlich, nach langen Kämpfen, das Anfertigungsrecht an das Ausland ab. Er starb bald darauf, im Jahre 1857. Die Maschine, die er gebaut, existiert noch; auf der retrospektiven Ausstellung war die ehrwürdige Vorfahrin der heutigen Nähmaschine zu sehen, und man bemüht sich jetzt, ihr einen Platz in einem Museum zu sichern. —

**Humoristisches.**

— Blaue Bohnen in der Chirurgie. Arzt (in der Sprechstunde): Also, worüber klagten Sie?

Patient: Ich habe hier am Unterleib so ein Unbehagen.

Arzt: Tut es weh, wenn ich hier drücke?

Patient: Ja, sehr.

Arzt: So, so. Das gibt eine Vermutung, aber keine Gewißheit. Es kann nur eine vorübergehende Verstimmung sein, möglicherweise liegt aber auch etwas Ernsteres vor. Die Diagnose ist in diesem Fall sehr schwierig.

Patient: Können Sie mich vielleicht mit Röntgenstrahlen durchleuchten?

Arzt: Das wäre hier zwecklos. Aber ich würde empfehlen, daß Sie sich mit einem Infanteriegewehr durchschießen lassen.

Patient: ???

Arzt: Das ist die neueste Methode. Hören Sie zu: da ist neulich ein Soldat vom Infanterieregiment „Hamburg“ desertiert. Er wurde verhaftet, unter Bedeckung abgeschickt, riß wiederum aus, und sechs Schüsse knallten hinter ihm her, von denen einer den Ausreißer zu Boden streckte.

Patient: Herr Doktor, ich bin zu Ihnen gekommen, weil mir der Unterleib weh tut, aber nicht, um Militärgeschichten zu hören!

Arzt: Das hängt alles zusammen. Vor dem Kriegsgericht der 17. Division erklärte der Oberarzt, der Verletzte habe durch den Schuß einen dauernden Vorfall an seiner Gesundheit erlangt. Denn bei der ärztlichen Besichtigung des Schußkanals habe man entdeckt, daß eine Entzündung des Blinddarms vorhanden sei und man habe den Blinddarm deshalb entfernt.

Patient: Und Sie meinen, daß bei mir auch so was vorhanden sein könnte?

Arzt: Das meine ich allerdings. Haben Sie schon gebiet?

Patient: Nein.

Arzt: Also melden Sie sich bei einem Infanterieregiment, kniefen Sie zweimal aus und lassen Sie sich zu Boden strecken. Da haben Sie für den Erfolg die Gewährleistung. Ist es der Blinddarm, so wird das Uebel bestimmt beseitigt.

Patient: Wenn mich der Kerl aber durch die Brust schießt?

Arzt: Na, dann sind Sie es doch erst recht los!

— Cooks Nachtreisen durch Berlin. Engländer: Was is hier noch zu sehn?

Führer: Die Theater sind leider schon aus, aber wir könnten mal ans Schloß ranfahren, vielleicht wird noch etwas aus dem „Prinzen von Homburg“ vorgetragen.

(„Luftige Blätter“.)

**Notizen.**

— Kunst und Tendenz. Mit dem Sinclair'schen Roman „Sumpf“ ist die wohlaufrichtige „Düsseldorfer Zeitung“ arg in den Sumpf geraten. Sie kündigte mit großem Tamtam die Erwerbung dieses Romans für seinen Unterhaltungsteil an. Nun wäre es, wie unser Düsseldorfer Parteiorgan bemerkt, ein ganz netter Spaß gewesen, in der „nationalen“ „Düsseldorfer Zeitung“ diesen sozialistischen Roman einem — wenn auch beschränkten — Leserkreise zugänglich gemacht zu sehen, denn bekanntlich bilden die weltbekanntesten Schweineereien in Chicagos Schlachthäusern nicht die Hauptsache in Sinclair's Werk, sie sind vielmehr nur einer von den vielen Gründen, die den Helden des Romans, Jurgis, vom Standpunkt der Naturmenschen aus mit zwingender Gewalt auf die Bahn des Sozialismus treiben. Das hat auch das Blatt bald bemerkt und was tat es? In einer seiner letzten Nummern dekretiert es einfach: Schluß! Die Hauptsache, die Apotheose auf den Sozialismus verkommt der Leser nicht zu Gesicht.

Denselben Trick hat übrigens auch bereits die amerikanische kapitalistische Presse angewendet. Das Geschrei hätten wir indes hören mögen, wenn ein sozialistisches Blatt eine solche Verurteilung vorgenommen hätte. Calderons strafende Mahnung gegen die diebischen Nachdrucker müßte jetzt gegen diese untergeschlagenden Kasztierer lauten: „Wie sie der Verfasser schrieb, nicht wie sie Tendenz entstellte.“

— Neue Dramen. Ferdinand Wittenbauer, der in seinen „Privatdozenten“ die akademische Jugend geizelte, hat ein soziales Drama: „Der weite Blick“ vollendet, das im Wiener Deutschen Volkstheater zuerst aufgeführt werden soll. Ein neues Drama von Max Halbe betitelt sich: „Das wahre Gesicht“. Es spielt im mittelalterlichen Danzig.

— Uraufführungen. Im Wiener Lustspiel-Theater wurde ein satirisches Drama „Rechtsfreunde“ von Felix Knoll, das die Rechtsverdreher verhöhnt, mit starkem Erfolge gegeben. Ein Soldatenstück „Nicolae Diltean“ von Ernst Klein wurde im Wiener Raimund-Theater heifällig aufgenommen.

— Die Mannheimer Kunsthalle, die zum 1. Mai mit einer internationalen Kunstausstellung eröffnet werden soll, geht ihrer Vollendung entgegen. Das in mächtigen rotem Sandstein aufgeführte Gebäude, das einfach monumental wirkt, ist von Professor Hermann Billing erbaut. Es wird ein neuer Schmuck Mannheims werden, das in seinen neueren monumentalen Bauten mancher größeren Stadt zum Vorbilde dienen könnte.

— Das „britische Charlottenburg“. Der von Lord Rosebery warm befürwortete Plan, in London eine technische Hochschule nach dem Muster der deutschen in Charlottenburg zu gründen, soll jetzt zur Ausführung gelangen. Die englische Regierung hat entscheidende Schritte getan, ein großes nationales technisches Institut in South Kensington zu gründen. Die Regierung will das Land geben und beträchtliche Geldzuschüsse gewähren. Das neue Institut wird auch tatkräftige Unterstützung von industriellen Firmen im ganzen britischen Reich genießen. Der verstorbene Alfred Beit hat für die Ausführung des Planes 5 Millionen hinterlassen.

— Der Verbrauch von Pferdefleisch in Paris. In Paris wird das Pferdefleisch in gewaltigen Mengen verbraucht. Im Jahre 1906 wurden von 25 937 Pferden, die zum Verkauf kamen, 22 792 der Schlachtbank zugeführt, außerdem aber noch eine ganze Anzahl direkt verarbeitet. Man hat ausgerechnet, daß Paris im Jahre 1906 mit dem Fleisch von ungefähr 40 000 Pferden versorgt ist, d. h. mit zirka 11 Millionen Kilogramm Pferdefleisch, 6 Millionen Kilogramm mehr als im Jahre 1899.